

Eine „Hommage“ an die wissenschaftliche Politik

Wir leben in einer Zeit, in der vieles zählt. Selbstredend ersuchen wir uns in den gebildeten Kreisen, gehen über Brücken und denken dabei an fliegende Fische, ohne zu beachten, welche Geschichte diese Brücke wie ein Schleier besät, so dass wir ganz eingenommen von der vergänglichen Schönheit, den Moment preisen, in dem wir nicht fallend, sondern so vorbeirauschende Erfolge feiern. Zu kompliziert, zu konstruiert, so wird ein jeder Gedanke abgetan, der immer wieder anklopft und von uns nicht beachtend bei Seite gestoßen wird.

Aber vieles zählt. Alle sagen es, versuchen in der Art und Weise ihres Ganges schon ihre Sinneseinstellungen Preis zu geben, meinent anders zu wirken, aber eben nur meinent. Sie stolzieren und die Überheblichkeit über solch Wahrnehmung zu schreiben, erhebt zu einer Beiordnung der Gleichheit unsrer Gedanken. Dabei ist erschreckend, wie wenig Moral sich kundtut in unserer Umgebung, gerade hier. Zwar stehen Sie alle und schwenken die weiße Fahne, malen in weißer Schrift auf rotem Untergrund „No War!“ und all dies erinnert mich an die Aussage eines Geschichtslehrer, dass jeder Student einmal in seinem Leben Sozialist gewesen sein muss. Wenn dies heute nun wenigstens eine Zuordnung darstellen würde, aber dieses Posaunen, um ein schlechtes Gewissen und Ideale zu verbreiten, für die man trommeln gehen muss – Trommeln! Soll ich oder soll ich nicht, das erinnert an andere Begebenheiten, an andere Zeiten und Umstände. Lass uns trommeln für den Frieden und dies in einer Welt, in der vieles zählt; in der die moralische Keule den wirklich Moralischen hinterhergeworfen wird. Wenn Moral nur nicht vergänglich wäre, vorbeigehend grüßend, ändernd und schreiend vor Wut die Unsicherheiten der Mehrheit ausdrückend, ja, dann wäre auch die moralische Keule eine Waffe, und zwar eine Schmerzende. Wenn die Ideale nicht verbraucht wären, da es viel zu schwer ist, nicht, sein Ideal zu leben – oh nein –, sondern seinen Idealen Ausdruck zu verleihen, ohne dieselben Fehler der Angeklagten zu begehen, ohne selber die eigene Keule auszupacken, so der eigenen Arroganz einen Spiegel vorzuhalten und festzustellen: normativ, nein normativ, ist nur der Andere, aus mir spricht die wahre Objektivität! Der schwarze Schwan ist mir ein Rätsel, ein in der Dunkelheit ertastetes Paradoxon. Ein Spiegel, der nicht mich spiegelt, sondern einzig mein Gegenüber, aber wie kann ich dann noch stehen, ohne Angst vor den Höhen zu bekommen.

Diese Schwere, sie lastet auf den Straßen der Dichter- und Denker, die wir tagsüber queren, ehren, ablaufen, verpassen und so oft auch vergessen. Auch wenn vieles zählt, ist immer die Frage, was noch zählt oder besser was möglicherweise noch zählen könnte, eine Suche nach der Möglichkeit, ohne Taten vollbracht zu haben und im Anfang war das Wort gleichsam ein Unwort. Worte, die quälen, weil sie determinieren, implizieren, analysieren und erklären. Worte dienend als Mittel, nicht für den Zweck, sondern Worte im Dienste ihrer selbst, um Gedanken zu formulieren, unscheinbare dieser Art. Gedanken, die nicht daran denken, wie viel noch zählen mag, auch wenn für dieselben alles zählt, aber in ihrer eigenen Konsistenz als Wort, nicht als Meinen, Fühlen, Idealisieren, Befrieden, sondern als Wort in einer reiner Form. Nun halten uns Worte nicht mehr gefangen, nur der Zustand keine Worte zu finden, keine Formulierungen zu finden, verursacht einen kläglichen Aufschrei. Aber es zählt ja vieles, da macht das Wort nicht den Unterschied, es nimmt nur Platz weg, Platz auf mindestens 15 Seiten, ohne Literaturverzeichnis, die als individuelle Leistung ausgelegt werden. Ich kann das Schwarze des Schwanes geradezu riechen, auch wenn so vieles zählt.

Worte sind so auch wieder Abenteuer und das nicht nur im Kopfe eines sterbenden Karl Krolows, sondern Worte sind das, was bleibt. Worte als Abenteuerspiel und als Gedankenkonstrukt irgendwo in uns entstehend, dafür da, einander zu verstehen und gegen das Rauschen im Ohr des jeweils anderen anzukämpfen.